

Debattenkultur

Christian Demand und Ekkehard Knörer

ZU DEN PROMINENTESTEN TOPOI im öffentlichen Diskurs über den Zustand des öffentlichen Diskurses gehört die Rede vom Verschwinden der »Debattenkultur« (die Begriffsprägung etablierte sich Mitte der 1980er Jahre). Auch wenn die Diagnosen im Einzelnen weit auseinandergehen, kann man doch auf zweierlei wetten: zum einen, dass pathologische Mechanismen der Medienwelt als treibende Kraft des Niedergangs ausgemacht werden (meist die Tendenz zu Skandalisierung, Personalisierung und Alarmismus, die durch die »Neuen Medien« beschleunigt wird); zum anderen, dass die Diagnostiker im Kontrast zur betrüblichen Gegenwart auf ein goldenes Zeitalter unwiederbringlich verlorener Debattenkultur verweisen, als deren diskursiver Gipfel in aller Regel der Historikerstreit der Jahre 1986/87 ausgemacht wird.

Nun war der Historikerstreit ohne Frage schon allein durch seine schiere Dauer und das intellektuelle Gewicht vieler Beteiligter ein Ausnahmephänomen. Es ist allerdings die Frage, ob man die damaligen Auseinandersetzungen, die von einigen der zentralen Akteure in verletzendem Ton und willentlich polarisierend geführt wurden, wirklich als exemplarisch für die Bewährung eines ambitionierten kommunikativen Ethos' in Anspruch nehmen möchte. Debatten wie den Historikerstreit zum Modellfall diskursiver Verständigung zu machen, verbietet sich aber vor allem deshalb, weil damit der Grad, in dem öffentliche Kontroversen als singuläre, namentlich markierbare Ereignisse in den Blick geraten (Goldhagen-debatte, Walserdebatte, Kopftuchdebatte, Hartz-4-Debatte), zum Kriterium für das Gelingen öffentlicher Kommunikation gemacht wird. In Anbetracht dessen ist es sicher nicht verkehrt, auch einmal daran zu erinnern, dass derartige Zuschreibungen alles andere als unproblematisch sind – der Eindruck von Homogenität und Zwangsläufigkeit ergibt sich immer erst retrospektiv. Der Historikerstreit ist dennoch eine genauere Beschreibung wert, weil er nicht nur bis heute als Modellfall einer Debatte im Feuilleton gilt, sondern auch, weil er zum womöglich entscheidenden Vorbild der von Frank Schirrmacher später forcierten Debattenproduktion wurde.

Behauptung eins: Der Historikerstreit wurde durch einen Beitrag von Jürgen Habermas in der ZEIT vom 11. Juli 1986 ausgelöst, der die Absicht öffentlicher Wirksamkeit schon dadurch nach außen trug, dass er auf der ersten Seite der

Ausgabe als »Kampfansage« angekündigt worden war. So wird die Geschichte in der Regel erzählt. Es stellt sich allerdings die Frage, weshalb diese Kampfansage ausgerechnet im Sommer 1986 auf öffentliche Resonanz stieß. Schließlich hatte Habermas am 17. Mai 1985 schon einmal in derselben Zeitung und in nicht minder polemischer Form vor einer Geschichtsrevision in apologetischer Absicht gewarnt. Eine breit geführte öffentliche Diskussion ergab sich daraus allerdings nicht.

Behauptung zwei: Der Historikerstreit wurde durch die Entscheidung von Joachim Fest im Sommer 1986 ausgelöst, das Feuilleton der FAZ als Forum für eine bestimmte Position in der folgenden Debatte und nicht als Bühne für die Kontroverse als solche zu nutzen. Es spricht einiges dafür, sie als Reaktion auf die persönlichen Angriffe von Habermas gegen ihn in dessen ZEIT-Essay aus dem Vorjahr zu verstehen. Hätte Fest auch den Kritikern an Noltes Thesen Raum im eigenen Blatt gegeben, hätte das den Konflikt augenblicklich so weit entschärft, dass er heute als eine unter vielen öffentlichen Auseinandersetzungen um den Umgang mit der NS-Vergangenheit verbucht würde, etwa die kontroversen Diskussionen um die Darstellbarkeit des Holocaust im Anschluss an die deutsche Ausstrahlung der gleichnamigen TV-Serie sieben Jahre zuvor.

Behauptung drei: Der Historikerstreit ergab sich durch eine zufällige Konstellation günstiger Rahmenbedingungen und besonderer Umstände. Es wird erzählt, dass ein diensthabender Redakteur der FAZ das Manuskript des Vortrags von Ernst Nolte, dessen Thesen Habermas maßgeblich zu seiner Intervention bewogen hatten, ohne weitere Bedenken und weitgehend unredigiert in den Stehsatz gegeben hatte, von wo aus er bei nächster Gelegenheit ins Blatt rutschte. Selbst wenn es sich nicht ganz genau so zugetragen haben sollte, wäre es als anekdotische Veranschaulichung der Kontingenz historischer und metahistorischer Ereignisse plausibel genug. Es spricht jedenfalls wenig dafür, dass ausgerechnet die Veröffentlichung dieses Beitrags dezidiert in der Absicht betrieben worden wäre, eine öffentliche Kontroverse vom Zaun zu brechen. Dazu sind die von Noltes Kritikern angegriffenen Thesen in dem eher zerfaserten Text viel zu ungeschickt platziert.

Behauptung vier: Der Historikerstreit wurde durch einen Essay im Merkur ausgelöst. Schon in der Mainnummer 1985, also gut zwei Wochen vor Habermas' erster kulturpolitischer Intervention in der ZEIT, war dort ein Text des damaligen Leiters des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, Martin Broszat, unter der Überschrift »Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus« erschienen. Nahezu alle Akteure, die sich während der folgenden zwei Jahre im Anschluss an den Beitrag von Jürgen Habermas qualifiziert öffentlich zu Wort meldeten, bezogen sich direkt oder zumindest indirekt auf die darin entfaltete Frage, »wie vergangen, wie geschichtlich der Nationalsozialismus inzwischen geworden« sei. Der öffentliche Briefwechsel zwischen Broszat und dem israelischen Historiker Saul

Friedländer im Jahr 1987, der in der Regel nicht dem Historikerstreit zugeschlagen wird, stellt in Wahrheit einen seiner Gipfelpunkte dar.

Das Interessante daran ist sicher: Weder der Merkur-Essay noch dieser Briefwechsel schienen fähig, Auslöser oder Teil der Debatte zu werden. Diese ist eine Zuspitzungsform, deren Voraussetzungen ins Fundament der Struktur der medialen Öffentlichkeit reichen. Entstehung, Verlauf und Wirkung von Debatten hängen von einer Reihe kontingenter Umstände und Rahmenbedingungen ab, man sollte ihre diskursdiagnostische Aussagekraft deshalb besser nicht überstrapazieren. Schon die stillschweigende Gleichsetzung von »Debatte« und »Kontroverse«, die die konsensaffirmierende Funktion öffentlicher Diskurse einfach übergeht, bedeutet eine höchst problematische Engführung. Was man Debatte nennt, ist schließlich nur einer von vielen unterschiedlichen Aggregatzuständen medial vermittelter öffentlicher Meinungsbildung, wenn auch ein besonders auffälliger. Die Fixierung auf dieses Phänomen ist aber auch deshalb problematisch, weil dabei unterschlagen wird, dass selbst die prominentesten Feuilletondebatten aus einem vielschichtig verwobenen Gewebe zahlloser Mikrodebatten hervorgehen, deren größter Teil wiederum nur von Mikroöffentlichkeiten wahrgenommen wird. Auch die Fragen, die im Historikerstreit verhandelt wurden, waren alles andere als neu, sie waren vielmehr allesamt bereits über Jahrzehnte in den unterschiedlichsten publizistischen Zusammenhängen und auch auf hohem Niveau verhandelt worden. Neu war lediglich, dass diese Auseinandersetzungen auf einmal zu Aufmachern im Feuilleton und damit vor einem breiteren Publikum ausgetragen wurden.

Auch Joachim Fests späterer Nachfolger Frank Schirrmacher war – für die Öffentlichkeit wenig sichtbar – am Historikerstreit bereits beteiligt. Er hat dabei offenkundig manches gelernt, vor allem zog er daraus die Inspiration, dass man eine im eigenen Blatt angestoßene Debatte auch eigenhändig weiterdrehen und inszenieren kann. In den heute mit Schirrmachers Namen verbundenen Debatten (unter anderem) um Gentechnik, Demografie und Digitalisierung führte er die große Kunst vor, das Scheinhafte der Inszenierung vergessen zu machen und so das eigene Medium im Fokus aller weiteren Stellungnahmen zu halten. Das klassische Pro-und-Contra-Modell, das einander widersprechende Positionen friedlich nebeneinanderstellt, ist eine bewährte Redaktionsstrategie der Entschärfung durch Inszenierung von Gleich-Gültigkeit – gerade dagegen aber hat Schirrmacher alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel mobilisiert und auf diese Weise eine stumpfe Waffe zu ungeahnter Schlagkraft entwickelt: In der zeitlichen Reaktionsfolge geschickter Pro-und-Contra-Verkettungen schärfte er das polemogene Potenzial der Sachdifferenzen; der übertourige Rhythmus der ihrerseits immer auch in Reaktion auf den Gang der Debatte in Auftrag gegebenen Beiträge gab allen Erwidierungen am anderen Ort tendenziell den Charakter bloßer Kollateralreaktionen;

dabei blieb durch geschickte Wahl der Sprecherpositionen und die Mitinszenierung von Auktorialität stets eine klare Tendenz des eigenen Blatts sichtbar; die am Rand der Maßlosigkeit balancierende Übertreibung und Hintergrundapokalypik von Schirmachers eigenen Stellungnahmen übertönte gnadenlos alle subtileren Gegenerwägungen an anderen Orten; die gezielt betriebene Ausweitung der Kampfzone in andere Medien (Fernsehen, Bücher) sicherte die Debattenhoheit durch Allgegenwart. Es war also paradoxerweise gerade die Idee der Hegung der Auseinandersetzung im eigenen Blatt, die die Entgrenzung der Schirmacher-Debatten hervortrieb. Schirmacher war dabei der sehr viel mehr von Clausewitz als von Habermas inspirierte Feldherr, der noch dazu den Spektakelcharakter der von ihm inszenierten Debatten sichtlich goutierte.

Das Auftreten, der Charakter, der Verlauf von Debatten sind immer auch Ausdruck des aktuellen Stands der Struktur von Öffentlichkeit (und vielleicht sind sie das sogar zuerst und zuletzt). Mit dem Historikerstreit gelangte das Feuilleton – wenn man zuspitzen will – zum vollen Bewusstsein seiner Ausstrahlungskraft in ein breites Spektrum der sonst wenig verbundenen bildungsbürgerlichen Publika: Frank Schirmacher war als öffentlich sichtbarer Akteur der von ihm befeuerten Debatten die Personifikation dieses Bewusstseins. Sein großes Talent lag einerseits im Gespür für den Punkt, an dem zerstreute Mikrodebatten den richtigen Reifegrad für die Fokussierung in der breiteren, das Feuilleton rezipierenden Öffentlichkeit hatten (man könnte auch sagen: das Gespür für das, was man heute Viralität nennt); andererseits dirigierte er so rücksichtslos wie virtuos eine hierarchisch vernetzte Wissens- und Deutungselite. Noch den fundamentalen Umbruch dieser Strukturen im Zuge der Digitalisierung hat das Schirmacher-Feuilleton debattiert. Dass damit auch der Verlust der eigenen Zentralität und der gewohnten Hierarchien einhergehen könnte, wurde und wird freilich in erster Linie in Form von Ressentiments und den eingangs erwähnten Debattenkulturverfallsdiagnosen thematisiert.

Der Kern des Unbehagens, dem diese entspringen, dürfte vor allem in der Tempoverschärfung zu suchen sein, durch die sich die heutige Medienwelt von der Mitte der 1980er Jahre signifikant unterscheidet. Sie lässt eine Debatte wie den Historikerstreit in der Rückschau kontrafaktisch als kommunikative Idylle erscheinen. Diese Beschleunigung ist zweifellos real. Sie hat unmittelbar damit zu tun, dass sich die Orte der Debatte vervielfältigt und die aufmerksamkeitsökonomischen Rahmenbedingungen dadurch verschärft haben. Das allein sagt noch nichts über die Qualität der Beiträge. Doch je größer die Zahl der Debattanten und Podien, desto unwahrscheinlicher ist die Chance auf eine klare Dramaturgie, Rede und Gegenrede verschwimmen. Oft erscheinen mehrere Texte pro Tag, die sich nicht nur selbst als Beitrag zur als solche sofort identifizierten Debatte verstehen, sondern von Aggregatoren wie dem Perlentaucher oder der Feuilletonschau des Deutsch-

landradios aufeinander bezogen werden. Das Thema bestimmt dann für einen gewissen Zeitraum die Agenda der abendlichen Diskussionsforen des Fernsehens, deren Zahl ihrerseits so sehr gestiegen ist, dass häufig gar nicht genügend geeignete Gesprächsteilnehmer zur Verfügung stehen, um die Talkrunden unterschiedlich zu besetzen, und die sich schon deshalb recht bald erschöpfen. Parallel zum Diskursraum der klassischen Massenmedien hat sich im Netz ein eigener Ort öffentlicher Auseinandersetzung mit eigenen Beschleunigungsmechanismen etabliert, der aufjenen zurückwirkt. An der Tempoverschärfung hat aber zunehmend auch die Wissenschaft Anteil, die ihrerseits unter beträchtlichem Verarbeitungsbeschleunigungsdruck steht. So wurde etwa die von Florian Kessler angestoßene Debatte um die Homogenität des deutschen Literaturnachwuchses ihrerseits noch im selben Jahr vom wissenschaftlichen Nachwuchs in einem Symposium diskutiert.

Die meisten Debatten sind infolgedessen bereits nach zwei Wochen »durch«. Als wir am Tag der Ernennung Chris Dercons zum zukünftigen Volksbühnenchef um einen Kommentar für das Merkur-Blog baten, befand der angefragte Autor (zu Recht), die Sache sei ja eigentlich schon totkommentiert. Für eine Monatszeitschrift wie den Merkur, deren Redaktionsschluss aus produktionstechnischen Gründen sechs Wochen vor dem Erscheinen liegt, kann das eigentlich nur heißen, dass sie gegen die mediale Beschleunigung und allzu steilen Thesen ihr eigenes Tempo setzen muss. Das ist kein Plädoyer für die Monatszeitschrift als Abkling- und Abkläranlage für Debatten, und schon gar keines gegen klare Worte, Polemik und Zuspitzung. Es geht vielmehr um analytische Schärfe und Reflexion, um intelligente Rahmungen und Perspektivwechsel, um langen Atem und Hartnäckigkeit. Die ersten Beiträge zur Frage nach dem angemessenen Umgang mit der NS-Geschichte etwa erschienen in der ersten Nummer des Merkur im Jahr 1947. Der bislang letzte Beitrag zu dieser Frage im April 2015. In dieser *longue durée* muss sich jeder weitere Beitrag situativ doppelt positionieren: im Blick auf die aktuelle Debattenlage, aber nicht ohne Bewusstsein für das, was ihr historisch voranging.